

Deutschlandfunk Kultur / Religionen 21.04.19

Red.: Anne Françoise Weber

Das Gesicht des Göttlichen

Zwischen Buddha-Lächeln und Bilderverbot

Von Kirsten Dietrich

Manuskript

Wie sieht das Gesicht des Göttlichen aus, und vor allem: wie kommt es zu den Menschen? Die christliche Tradition überliefert dazu eine Legende – eine dramatische Erzählung, wie geschaffen für die Darstellung in Ölgemälden und Bibelfilmen:

Jerusalem, wenige Jahrzehnte nach der Zeitenwende. Ein Mann schleppt sich durch die Gassen. Auf dem Kopf trägt er einen Kranz aus Dornen. Auf den Schultern schleppt er den schweren Holzbalken eines Kreuzes. Er ist schweißüberströmt und blutet aus vielen Wunden. Das Spektakel zieht viele Zuschauer an. Unter ihnen eine Frau. Als der Mann mit dem Kreuz zusammenbricht, tritt sie zu ihm. Sie zieht ein Tuch aus der Tasche und wischt dem Gequälten Schweiß und Blut ab. Der Mann drückt sein Gesicht in das Tuch, bevor er es zurückgibt. Der Mann mit dem Kreuz – das ist Jesus, auf dem Weg nach Golgatha. Die Frau heißt Veronika. Als Veronika nach der Kreuzigung das Tuch zuhause ausbreitet, hat es sich verändert: im Tuch ist jetzt das Gesicht des später Gekreuzigten zu sehen. Dieses Gesicht Jesu wird für immer in das Tuch eingepreßt bleiben. Diese Legende macht das Schweiß Tuch der Veronika zu einem hoch verehrten Schatz der Kirche.

Sylvia Wetzel: „Ich bin katholisch aufgewachsen, und ich bin mit vier Gesichtern des Göttlichen aufgewachsen. Bei uns hing natürlich in der Kirche Gott Vater als jüdischer Patriarch mit Bart an der Wand, aus Holz geschnitzt, und unter ihm war Jesus am Kreuz, mit einem bestimmten leidenden Gesicht, darüber schwebte die Taube, das war der Heilige Geist, und rechts davon natürlich: Maria.“

Sylvia Wetzel, buddhistische Meditationslehrerin. Vier Gesichter des Göttlichen im Christentum – naja, drei, wir lassen die Taube mit ihrem Vogelgesicht mal außen vor – und jedes dieser Gesichter hat Sylvia Wetzel anders erlebt:

„Der leidende Jesus am Kreuz – er tat mir leid, aber ich habe schon als Kind relativ früh irgendwie verstanden, dass das ein Bild ist für Menschen, die leiden. Und das wurde uns ja auch immer wieder gesagt: Sieh in jedem das Angesicht Jesu. Aber mein Liebling war Maria. Die Maria war ein Gegenüber.“

Dass sie dem Göttlichen ins Gesicht schauen kann – Wetzel hat diese Vorstellung nie hinterfragt.

„In dem Sinne fand ich das als Kind gut, dass es Bilder gibt. Das war so normal. Ich konnte mir was vorstellen.“

Khola Maryam Hübsch: „Ich fand es immer befremdlich, wenn ich Abbildungen gesehen habe, in denen Gott als Wesen dargestellt wurde oder als gütiger Vater. Ich fand das so kindisch, auch schon als Kind. Weil ich mir dachte, wie kann Gott so klein gemacht werden, wie kann Gott so in ein Korsett gepresst werden, wo er doch viel größer ist, wo seine Allmacht doch so umfassend ist? Das kam mir immer so vor, als würde man mich einsperren. Das wurde meinem Gottesbild nicht gerecht.“

Sagt Khola Maryam Hübsch, Journalistin, Publizistin, gläubige Muslimin, gehört zur Gemeinschaft der Ahmadiyya.

„Obwohl ich ja im Westen großgeworden bin, auch mit der Traditionsgeschichte christlicher Darstellungen aufgewachsen bin – das hätte ja leicht so sein können, dass ich was vermisst hätte, aber das war nie der Fall.“

Das Göttliche *kann* gar kein Gesicht haben – für Khola Maryam Hübsch war das immer selbstverständlich.

Kein Gesicht, ein Gesicht, viele Gesichter - immer wieder haben Menschen auch dem ganz anderen, dem Göttlichen ein Gesicht gegeben, mit ganz unterschiedlichen Attributen: goldenes Lächeln, Augen voll Schmerz niedergeschlagen, grüne oder blaue Gesichtsfarbe, Fangzähne oder ein alles überstrahlender weißer Lichtglanz...

„Es gibt in der Wissenschaft den Begriff der Pareidologie – das heißt, dass wir überall Gesichter erkennen können.“

Sagt Judith Elisabeth Weiss, Kunsthistorikerin und Ethnologin.

„In Autos, in Landschaften, in Gebäuden, überall können wir Gesichter erkennen. Ich nehme an, das hat damit zu tun, dass wir versuchen, eine Verbindung herzustellen, gerade zu Dingen und Wesen, die uns eben nicht so ähnlich sind. Und da sind wir ganz schnell beim göttlichen Gesicht, wo es ja auch darum geht, eine Verbindung herzustellen. Also, eine große Qualität des Gesichts ist das Dialogische tatsächlich.“

Das Dialogische steckt beim Gesicht schon in der Wortbedeutung: im Mittelalter bezeichnete es einmal die Sicht, das Sehen – bis heute erhalten in Redewendungen wie „etwas zu Gesicht bekommen“. Gesicht bedeutet aber laut Grimmschen Wörterbuch auch: das Antlitz, das Angesicht, von den Augen auf die ganze Vorderseite des Kopfes übertragen. Gesicht kann schließlich auch die Erscheinung sein, die Vision, die Geistererscheinung, die Offenbarung, aber auch: das Visier eines Helms. Das Gesicht ist Sehen und Gesehen werden.

Weiss: „Das Gesicht ist ein Ausweis des Individuums, und weil ja alle Gesichter unterschiedlich aussehen, ist es gleichzeitig ein Ausweis des Subjekts. Es weist auf das Subjekt hin. Ganz allgemein kann man sagen: das Gesicht ist ein Signum des Humanum. Über das Gesicht nehmen wir uns selbst als Menschen wahr.“

Pünktchen, Pünktchen, Komma, Strich, fertig ist das Mondgesicht.

Weiss: „Das Gesicht kann absolut reduziert werden auf drei oder zwei Zeichen und wir können es immer noch als ein Gesicht wahrnehmen. Diese absolute Reduzierfähigkeit auf ein absolutes Minimum, das ist das große Potential auch des Gesichts.“

Aber das Gesicht kann noch etwas anderes, sagt Judith Elisabeth Weiss, und das verlässt die Ebene des Schauens und zielt tiefer, ins Gefühl.

„Das Gesicht ist ja eine Bühne von Emotionen und Affekten. Im Gesicht spielt sich alles ab.“

Allerdings: wenn ich in ein Gesicht sehe, habe ich mein Gegenüber noch nicht erkannt. Dazu braucht es mehr, sagt Martin Knechtges, katholischer Philosoph:

„Man könnte darauf gucken lernen oder darauf zu gucken versuchen, was das individuelle Gesicht besonders kann. Vielleicht muss man das dann ganz ins Private, fast Intime ziehen und sagen: das geliebte Gesicht, dem ich oft gegenüber stehe – das Lächeln, das Naserümpfen habe ich ja schon gesehen. Und trotzdem sehe ich jeden Augenblick auch etwas anderes, und in dieser Vernetzung aus Zusammenleben, Spüren, Ahnen, das über das Gesicht und den Ausdruck hinaus geht, sehe ich aber doch vielleicht auch im Gesicht einen Widerhall vom Augenblick und von der Lage, in der sich der andere befindet.“

Man erwartet von Gesichtern heute zu wenig, sagt Knechtges. Zu wenig, weil es beim Betrachten oft nur um die bewusst oder unbewusst zur Schau gestellten Gefühle geht, nicht um das Wesen der Person dahinter. Das Gesicht wird zum Emoji.

„Mein Eindruck ist: wir wollen Ausdruck, und man versteht schon fast gar nicht: was könnte man denn sonst vom Gesicht wollen. Und den Ausdruck, wenn man jetzt gewissermaßen das Gegenbild dazu nimmt, ‚sich selbst zu sein‘, das, was Gott aufgegeben hat, was in meiner Natur liegt, zu verkörpern, das tritt dahinter zurück.“

Das Gesicht sei keine frei gestaltbare Leinwand, sondern auch eine Aufgabe und Ausdruck all dessen, was den Menschen ausmacht. Für Knechtges hat das religiöse Dimensionen.

Begegnung von Angesicht zu Angesicht: Unter Menschen kann das äußerst beglückend sein – oder auch extrem schwierig. Bei der Begegnung mit dem Göttlichen kommt eine zusätzliche Ebene dazu: die des Bildes. Denn für alle Religionen gilt: man kann dem Göttlichen nicht direkt ins Gesicht sehen, egal, wie inbrünstig der Glaube. Begegnung ist nur möglich durch Bilder, und die sind nun mal von Menschen gemacht. Judith Elisabeth Weiss:

„Wenn man die Bildgeschichte mal quer durch die Weltreligionen sich anschaut, dann wird man immer wieder Gesichtern begegnen. Das ist einfach eine Form, eine Verbindung herzustellen.“

Wer über das Gesicht Gottes nachdenkt, muss über Bilder und Bilderverbote nachdenken. Dem Göttlichen ins Angesicht schauen dürfen, selbst wenn es von Menschen gestaltet ist – geht das überhaupt? Da treffen verschiedene Religionen sehr unterschiedliche Entscheidungen – die je nach Zeit, Ort und Auslegungstradition auch nochmal variieren können. Sehr deutlich ist das beim Islam.

Naef: „Im Koran gibt es ja eigentlich kein Bilderverbot, sondern ganz eindeutig ein Verbot der Götzenverehrung. Das ist ganz klar, das ist wirklich die Priorität des Koran. Und in diesem Sinne soll – und da sind die Hadithe, die Prophetenworte, ganz klar – dort, wo man betet, kein Bild sein eines Menschen oder eines Tieres.“

Sylvia Naef ist Islamwissenschaftlerin und Kunsthistorikerin an der Universität Genf.

„Was auch interessant ist, dass in vormodernen Zeiten sehr wenig über Bilder geschrieben wurde im Islam, weil die Frage gar nicht interessant war. Gott wollte und durfte man sowieso nicht abbilden, also die Frage stellte sich gar nicht, und den Propheten bildete man nicht ab, weil er im Ritual nicht gebraucht wurde als abgebildete Person.“

Das Wort *sûra* für Bild kommt im Koran nur einmal vor, sagt Naef. *Sûra* hat nichts mit dem Begriff Koransure zu tun, es kommt von *sawwara* – diese Wurzel bezeichnet das Schöpferhandeln Gottes. Damit werden auch die theologischen Bedenken deutlich, die der Islam hat: Wer Bilder schafft, läuft Gefahr, Gott Konkurrenz machen zu wollen.

„Diejenigen, die diese Bilder verfertigen, werden am Tag der Auferstehung Qualen zu leiden haben. Es wird zu ihnen gesagt werden: Macht lebendig, was ihr erschaffen habt!“ (Hadithen-Sammlung Sahih al-Buchari)

Bilder sind nicht per se verboten, aber Gott übersteigt alle Bilder – damit ist die Frage nach dem Gesicht Gottes im Islam eigentlich von vorneherein erledigt, sagt Sylvia Naef:

„Es gibt einzelne Stellen im Koran, wo es um das Gesicht Gottes geht, aber die werden immer so verstanden, dass das seine Anwesenheit ist. Das wird eigentlich auch sehr wenig diskutiert, weil es eben eigentlich ganz klar ist, dass es keine Frage ist. Was sich dann als sunnitische Orthodoxie durchsetzte, war, dass man sagt: Gott

hat ein Wesen, ist ein Wesen, hat so etwas wie einen Körper, den wir uns aber nicht vorstellen können. Und das beantwortet schon die Frage nach der Darstellbarkeit Gottes: Wenn wir als Menschen uns nicht vorstellen können, wie Gott ist, dann können wir ihn natürlich auch nicht bildlich darstellen.“

Hübsch: „Für mich ist Gott ein lebendiges Wesen, das spricht. Es ist eine Person auch, aber es ist eben keine Person, die ich mir körperlich vorstelle. Sondern etwas, was viel, viel weiter darüber hinausgeht.“

Im Gebet stehe ihr nie ein Bild von Gott vor Augen, schon gar kein Gesicht, betont die Muslimin Khola Maryam Hübsch. Das dürfe man aber nicht so verstehen, dass ihr da etwas fehle.

„Nein, ‚Leerstelle‘ finde ich sehr negativ, das ist ein Vakuum, ein Nichts. Aber Gott ist ein Wesen, was sich mit so vielen Eigenschaften zeigt, das eben Licht bringt in Dunkelheit, was ein Etwas bringt in den Zustand des Nichts – ich verbinde ja Gott mit Erfüllung, mit der Möglichkeit, in Schwierigkeiten immer ein Gegenüber zu haben, das dann Leitung gibt.“

Ein Gott, der kein Gesicht hat, kein Gesicht haben darf, ist trotzdem nicht gestaltlos – dieses Fazit zieht Sylvia Naef aus ihrer Beschäftigung mit der islamischen Kunst.

„Er wird natürlich schon dargestellt – vielleicht nicht gerade das Gesicht, aber Gott als solcher ist ja durch den Schriftzug seines Namens dargestellt. Das wird dann wirklich ikonisch, und ich glaube, das sollte auch so verstanden werden. Irgendwo braucht es eine gewisse, ich würde sagen: wenn auch sehr diskrete, aber doch Materialisierung des Göttlichen. Das findet dann aber in der Schrift statt.“

Im Judentum ist in Gebotsform gegossen, was im Islam stillschweigend vorausgesetzt wird:

„Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist: Bete sie nicht an und diene ihnen nicht!“ (Hebräische Bibel, Buch Exodus, das 2. Gebot)

Von Gottes Angesicht redet die hebräische Bibel trotzdem:

*„Der Ewige segne dich und behüte dich! Der Ewige soll dir *sein freundliches Gesicht* zeigen und sei dir gnädig! Der Ewige soll dir sein Angesicht zuwenden und dir Frieden geben!“* (Bruno Landthaler/Hanna Liss, Kindertorah „Erzähl es deinen Kindern“)

So übersetzt der jüdische Theologe Bruno Landthaler in seiner Kinderbibel den sogenannten aaronitischen Segen: den Segensspruch, den Mose in der Wüste direkt von Gott an seinen Bruder Aaron weitergeben soll. Landthaler hat gemeinsam mit seiner Frau Hanna Liss die Torah, also die ersten fünf Bücher der Bibel, für Kinder übertragen.

Landthaler: „Wenn man es übersetzt – da ist zwar dieses Angesicht dabei, man kann es aber auch umschreiben einfach mit ‚er sei uns gnädig‘, ‚wende dich uns zu‘ – dieses *panim* hat ja mehr als nur ein Gesicht, sondern es ist die Zuwendung auf den Menschen hin.“

Panim, das Gesicht, kann Landthaler nur im übertragenen Sinne, als Metapher verstehen. Aber es ist eine herausfordernde Metapher, denn sie rückt die Vorstellung von Gott allein durch ihre Gestalt in die Nähe des Menschen.

Landthaler: „Dadurch, dass *panim* natürlich Antlitz heißt, ist natürlich etwas Anthropomorphes im Hintergrund. Deswegen hat diese Metapher eine gewisse Schwierigkeit im Judentum, weil mit dem Antlitz oder dem Bild Gottes haben wir natürlich gewisse Schwierigkeiten grundsätzlicher Art.“

„Und Mose sprach: Lass mich deine Herrlichkeit sehen! Und er sprach: Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht.“
(Hebräische Bibel, Buch Exodus)

Landthaler: „Von Gott kann man nicht von Angesicht zu Angesicht, auf gleicher Stufe, auf gleicher Augenhöhe reden. Das geht grundsätzlich nicht. Auf der anderen Seite haben wir in Deuteronomium 34,10 genau das: kein Prophet in Israel ist je wieder aufgestanden wie Mosche, der von Angesicht zu Angesicht erkannt worden ist.“

Das Judentum benutzt deshalb lieber andere Begriffe, wenn es um die Gegenwart Gottes geht, sagt Landthaler. Kawot zum Beispiel, die Herrlichkeit, oder Schechina,

das Wohnen Gottes in der Welt. Denn Gott ins Verhältnis zur Welt setzen will man ja trotzdem, auch wenn das mit dem Gesicht zu menschlich klingt.

„Und der Herr sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Fels stehen. Wenn dann meine Herrlichkeit vorübergeht, will ich dich in die Felsklüfte stellen und meine Hand über dir halten, bis ich vorübergegangen bin. Dann will ich meine Hand von dir tun, und du darfst hinter mir her sehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen.“ (Hebräische Bibel, Buch Exodus)

Landthaler: „In den gesamten monotheistischen Religionen ist ja genau diese Idee bestimmend: dass Gott natürlich gegenwärtig sein muss, auf der einen Seite, er ist ja kein theistischer Gott, der irgendwo im Himmel nichts tut, zum anderen, dass er natürlich aber in diesem Dasein nicht einfach mit dem Da-Seienden nur aufgeht.“

Eine weitere Perspektive bietet Judith Elisabeth Weiss – mit kunstgeschichtlichem, nicht mit jüdisch-religiösem Blick:

„Hier haben wir auch Gesichter, z.B. ge- und beschriebene Gesichter.“

„Siehe, meine Freundin, du bist schön! Deine Augen sind wie Tauben hinter deinem Schleier. Dein Haar ist wie eine Herde Ziegen, die herabsteigen vom Gebirge Gilead.“ (Hebräische Bibel, Hoheslied Salomos)

Weiss: „Es gibt ja zum Beispiel das Hoheslied des Salomon, wo das Gesicht der Liebenden mit Worten beschrieben wird, was ja in einer gewissen Weise auch den Abglanz des Göttlichen durch dieses Element der Liebe eben ist.“

„Mein Freund ist auserkoren unter vielen Tausenden. Sein Haupt ist das feinste Gold. Seine Locken sind Rispen, schwarz wie ein Rabe. Seine Augen sind wie Tauben an den Wasserbächen, sie baden in Milch und sitzen an reichen Wassern.“ (Hebräische Bibel, Hoheslied Salomos)

Die Meditationslehrerin Sylvia Wetzler erinnert sich:

„Vor 25 Jahren kam ich in ein buddhistisches Zentrum, komme in die Meditationshalle rein und sehe da ein Bild, so ungefähr Din A 4 groß, von Jesus. Ich frage dann, wie das Bild da hinkommt – ja, das sei ein Bild vom Schweißstuch der Veronika. Ein Bild von Jesus, das Gesicht.“

Ihre katholische Kindheit hatte sie da schon lange hinter sich gelassen und für sich den Buddhismus entdeckt.

„Und der Leiter sagte: Ich finde, Jesus ist ein Bruder von Buddha. Also, es war ein schon sehr europäisches Jesusgesicht – ich weiß nicht, ob er blond war, aber so ungefähr -, aber ein sehr sympathischer junger Mann. Und passte zum Buddha. So um Mitte 30 ist er erwacht und viele Statuen zeigen ihn ja als jungen Mann. Oder reifen Mann, sagen wir mal, in den 30ern. Und die passten gut zusammen.“

Das Gesicht des Göttlichen – für Judentum und Islam ist das ein problematisches oder zumindest schwieriges Konzept. Anders erscheint das für Christentum, Buddhismus und Hinduismus. Götterstatuen, Ikonen, Christusbilder: Glauben vollzieht sich von Angesicht zu Angesicht – zumindest auf den ersten Blick.

Der aaronitische Segen wird ganz selbstverständlich in jedem christlichen Gottesdienst verwendet:

„Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Der Herr hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.“

Markschies: „Für Christen trägt Gott das Gesicht Jesu Christi.“

Christoph Marschies hat sich als Professor für alte Kirchengeschichte ausführlich mit antiken Vorstellungen vom Körper Gottes beschäftigt.

„Jesus von Nazareth sagt ja immer wieder: Wenn ihr es mit mir zu tun habt, habt ihr es mit dem Gott unserer Bibel zu tun. Also mit dem Gott der hebräischen Bibel. Der verkündigt keinen anderen Gott.“

Christoph Marschies weiß natürlich, dass es genau dieser Anspruch ist, der bis heute die ultimative Grenzlinie zieht zwischen Juden und Christen. Aber wenn Jesus Christus das Gesicht des Gottes der hebräischen Bibel, des Alten Testaments der Kirche ist – war da nicht noch was in eben dieser hebräischen Bibel?

„Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen.“ (Hebräische Bibel, 2. Gebot)

Marschies: „Das göttliche Gesicht in Christus sprengt nicht das Bilderverbot, und zwar deswegen nicht, weil es ja das von Gott selbst präsentierte Gesicht ist.“

Markschies ist lutherischer Protestant. So unbeschwert wie er sehen das auch in seiner Kirche nicht alle:

„Es gibt selbst im Rahmen der evangelischen Kirche und Theologie Menschen, die das Bilderverbot sehr ernst nehmen. In klassischen reformierten Kirchen steht kein Kreuz.“

Für Marksches ist der theologische Gedanke der sogenannten Zwei-Naturen-Lehre entscheidend für den Umgang mit dem Bild Gottes: Jesus von Nazareth gilt den meisten christlichen Kirchen seit Mitte des fünften Jahrhunderts als wahrer Mensch *und* wahrer Gott. Er verkörpert also beides in Perfektion, das Menschsein und das Göttliche – das eröffnet Möglichkeiten, sagt Christoph Marksches:

„Niemand hat in der Antike behauptet, man könne die Göttlichkeit Jesu Christi darstellen. Sondern man hat immer nur den Menschen dargestellt. Das ist eine ganz wichtige Differenzierung. Das Christentum ist bei dem jüdischen Bilderverbot geblieben – natürlich, es gibt gelegentlich immer mal wieder Bilder eines alten Mannes mit Rauschebart. Offenbar ist das Bilderverbot so eine dieser Intellektuellenregeln und nicht jeder Künstler hält sich an die Intellektuellenregeln, aber die Grundvorstellung ist: Christusbildungen sind keine Darstellung Gottes, sondern sind Darstellungen eines Menschen, Gott ist nicht darstellbar.“

Monika Zin: „Götterbilder sind in Indien sehr wichtig. Bilder zu verehren und von den Statuen der Götter auch gesehen zu werden – die Inder sehen das reziprok – das ist schon eine wichtige Art der Verehrung. Man verehrt nicht das Bildnis eines Gottes, sondern den Gott natürlich, das spielt immer eine sehr wichtige Rolle.“

Sagt Monika Zin, Professorin für indische Kunstgeschichte an der Universität Leipzig. Ein besonders beeindruckendes Beispiel, wahrscheinlich aus dem 5. bis 7. Jahrhundert unserer Zeit findet sie auf der Insel Elephanta vor Mumbai:

„Dort gibt es eine Höhle mit der Darstellung von drei Gesichtern des Shiva. Frontal dargestellt ist das Hauptgesicht, der Gott Shiva, zu dem betet man alltäglich, und an den Seiten sind zwei sehr unterschiedliche Aspekte vom selben Gott. Das eine Gesicht ist sehr weiblich, sehr schön. Mit großen Augen, mit lächelndem Mund, ein wirklich schönes Gesicht, mit Blumen an der Seite. Und an der anderen Seite des Hauptgesichts haben wir ein schreckliches Gesicht des Shiva. Das hat etwas mit

dem sogenannten Trimurti zu tun, Shiva ist nicht nur der freundliche Schöpfer und Bewahrer, er ist auch der Zerstörer. Das hat mit der Kosmologie der Inder zu tun, Shiva zerstört die Welt und schafft sie gleichzeitig. Und in diesem einen Götterbildnis mit drei Gesichtern haben wir diese drei unterschiedlichen Aspekte dargestellt. Das ist wirklich sehr beeindruckend.“

Darstellungsverbote gibt es also in der Entstehungsgeschichte von Hinduismus und Buddhismus nicht – aber eine merkwürdige Diskrepanz, sagt Monika Zin:

„Das fängt alles in Indien erst verhältnismäßig spät an, so um 100 vor Christus, nicht viel früher. Dann entwickeln sich die Gesichter.“

Der Komplex dessen, was heute unter Hinduismus gefasst wird, ist aber viel älter. Mehrere tausend Jahre vor die Zeitenwende zurück reichen die Hymnen über Götter und Göttinnen, wie sie zum Beispiel in der Rig Veda als ältester Sammlung überliefert sind. Da heißt es über den Gott Indra:

„Mit goldgelbem Barte, mit goldgelbem Haupthaar, ehern, der am Trank des überlegenen Soma sich stärkte, dessen goldgelbe Zahnreihen sich wie zwei Löffel auf tun, während er die beiden goldgelben Zahnreihen für den Siegestrunk hin und her bewegt.“ (Rig Veda, Teil X, Hymnus 96)

Zin: „Den Indra hat man bis ins erste Jahrhundert vor Christus überhaupt nicht dargestellt. Das ist das wirklich Erstaunliche: die Visualisierung der Götter, die hat sich in den Köpfen abgespielt.“

Warum aber war das Gesicht der Götter so lange nur vor dem inneren Auge der Gläubigen sichtbar? Darauf hat auch Monika Zin bis jetzt keine wissenschaftliche Antwort.

„Wenn etwas sehr heilig ist, wird es zu Anfang zumindest nicht dargestellt. Die eigentlichen Götterbilder entstanden in einer Zeit, als es schon die nichtorthodoxen Religionen gegeben hat, Jinismus und Buddhismus, das war die Antriebskraft der Bildlichkeit, der Darstellung in Indien.“

Wobei auch der Buddhismus – entstanden in der Gedankenwelt des Hinduismus – am Anfang sehr zurückhaltend darin war, das Gesicht des Buddha, des Erleuchteten,

zu zeigen. Der historische Buddha Gautama lebte vermutlich im 5. Jahrhundert vor der Zeitenwende, aber, sagt Zin:

„Das Buddha-Bildnis ist verhältnismäßig spät. Um 100 nach Christus entstehen die ersten Skulpturen. Aber buddhistische Kunst entstand ein paar Jahrhunderte früher. Alles war dargestellt, nur das Wesentliche, also die Person des Buddha war nicht da. Leerer Thron, manchmal Fußabdrücke unten, manchmal haben wir Symbole – der Baum zum Beispiel steht für die Erleuchtung, die sich unter dem Baum abgespielt hat. Das lag also nicht an der Unfähigkeit der Künstler, etwas darzustellen, sondern das war Absicht.“

Dann, im ersten nachchristlichen Jahrhundert, entstanden die ersten Bilder des Buddha gleich an zwei Orten auf dem indischen Subkontinent, in Gandhara und Matura, fast 1000 Kilometer voneinander entfernt. Und anfangs merkte man den Buddhas diese Entfernung auch an, sie sahen recht unterschiedlich aus. Jahrhunderte des Austausches, des theologischen Diskurses und der Anbetung führten dazu, dass die Gesichter immer ähnlicher wurden. Aus den sehr regionalen und individuellen Darstellung wird das eine Angesicht Buddhas, mehr Symbol als Porträt.

Zin: „Eigentlich wird der Buddha später noch weiter zum Symbol. Im Zen-Buddhismus reicht ein Pinselstrich, um das Göttliche darzustellen. Oder ein Buchstabe, ein Symbol.“

Die Götter des Hinduismus tun diesen Schritt ins Symbolische nicht. Hinduistische Tempel wählen einen anderen Weg, mit der Spannung zwischen irdischem Götterbild und transzendtem Gott umzugehen, sagt Monika Zin:

„Die Darstellungen der Götter sind auf den Außenwänden, damit werden Sie zuerst konfrontiert. Erst danach kommt man ins dunkle Innere eines Tempels, und dort ist es tatsächlich, wie wir es nennen, eher an-ikonisch.“

In Tempeln des Gottes Shiva findet sich dann zum Beispiel kein Götterbild mehr mit Gesicht, sondern der sogenannte Lingam, die symbolische Darstellung eines Phallus.

Wetzel: „Ich fand das Bild, dieses Gesicht von Buddha, dieses zarte Lächeln, wie die meisten Statuen das ja darstellen, unglaublich berührend und einladend auch zu einem Gespräch. Das kannte ich ja aus dem Christentum, man kann ja mit Jesus reden, man kann mit Maria reden – da habe ich halt mit Buddha geredet.“

Als Sylvia Wetzel mit Ende zwanzig in Indien den Buddhismus für sich entdeckte, lernte sie den Buddha natürlich von Angesicht zu Angesicht kennen.

„Und dann hatte ich natürlich Glück: Ich habe die grüne Tara kennengelernt. Ein weibliches Bild des Erwachens, eine weibliche Buddha. Eine voll erwachte, erleuchtete Frau. Das fand ich natürlich großartig. Das ist natürlich eine andere Inspiration auch für mich als Frau, wenn ich in einen weiblichen Spiegel des Erwachens gucke. Ich habe eine kleine Tara-Statue, noch meine alte von 1978, die ist nur so groß, aber die begleitet mich schon mein ganzes buddhistisches Leben, und die lächelt unglaublich schön.“

Wie kommt das Göttliche ins Gesicht? Da auch das göttliche Gesicht von Menschen gestaltet wird, beschäftigt diese Frage nicht nur die Theologie, sondern auch die Kunstgeschichte, sagt Judith Elisabeth Weiss:

„Die Darstellbarkeit des Undarstellbaren. Darüber haben sich viele Künstler immer wieder den Kopf zerbrochen, wie kann man eigentlich das, was unsichtbar ist, nämlich Gott, wie kann man das überhaupt darstellen?“

Das ist allerdings kein exklusiv göttliches Problem, sagt die Kunsthistorikerin.

„Das betrifft natürlich auch andere Bereiche des Gesichtes. Wie kann man zum Beispiel die tiefste Depression des Menschen darstellen? Wie kann man starke Emotionen darstellen, die eigentlich nicht mehr darstellbar sind? Die Künstler sind dann teilweise dazu übergegangen, diese Gesichter abzuwenden oder sie in Schatten zu legen, sie dunkel zu malen.“

Womit man dann fast schon wieder bei Mose wäre, der Gott ins Angesicht schauen wollte und ihm dann doch nur hinterherschauen durfte. In Religionen, in denen die Gottesbilder zahlreich sind, stellt sich eine ganz andere Frage. Der Kirchenhistoriker Christoph Markschies:

„Wenn Jesus Christus das Gesicht ist, das Gott für uns trägt, dann ist natürlich die Bemühung gut verständlich, wissen zu wollen, wie dieses Gesicht denn nun ganz genau authentisch aussieht.“

Das Christentum erzählt sozusagen die Urgeschichte der Suche nach dem echten Bild Gottes: die Legende vom Schweiß Tuch der Veronika.

In ihren Anfangszeiten spielte die Legende noch nicht auf der Via Dolorosa während Jesu Weg zum Kreuz, sondern wird so erzählt:

Veronika war eine Anhängerin Jesu, die nicht mit dem engen Kreis der Jünger durch Galiläa ziehen konnte. Weil sie Jesus trotzdem immer bei sich haben wollte, bat sie ihn um ein Bild seines Angesichts. Sie gab Jesus ein Tuch, dieser drückte sein Gesicht hinein – als Veronika ihr Tuch zurückbekam, hatte sich auf wundersame Weise ein Bild des Angesichts Jesu in dem Tuch abgedrückt.

Kein dramatisches Passionsgeschehen also, sondern eine kleine Alltagsgeschichte von der Sehnsucht nach dem Göttlichen, greifbar für jede Situation. In der Bibel findet sich keine Spur dieses wundersamen Tuches, auch der Name Veronika taucht nicht auf. Nur Lechentücher werden in den Berichten von Jesu Grablegung erwähnt. Doch im Laufe der Kirchengeschichte bis ins Mittelalter hinein zog die wundersame Legende immer weitere Kreise.

Um die kostbaren Tücher entbrennen ernsthafte Glaubensstreitigkeiten. Welches ist das älteste, welche sind echt? Manche sind eine Zeitlang bezeugt und verlieren sich dann wieder in den Wirren der Geschichte. Ist Jesus wirklich im Leinen des sogenannten Turiner Grabtuchs beerdigt worden? Immerhin zeigt es den fotorealistischen Abdruck eines Mannes mit Wunden, die zum Kreuzigungsgeschehen passen. Allerdings sind auch andere Interpretationen möglich: Datierungen verweisen das Tuch ins Mittelalter, Verschwörungstheoretiker dagegen betonen die Ähnlichkeit des im Tuch sichtbaren Männergesichts mit dem von Osama bin Laden. Das angeblich echte Schweiß Tuch der Veronika wird vom Vatikan in Rom aufbewahrt, im Petersdom wurde dafür extra eine Kammer in einem zentralen Pfeiler eingerichtet. Dummerweise ist auf dem Tuch kaum mehr etwas zu erkennen. Eines jedenfalls ist klar: die Suche nach dem echten Angesicht Jesu hat bis jetzt mehr Fragen gestellt als geklärt. Christoph Marksches:

„Ist das jetzt tatsächlich das authentische Schweiß Tuch? Nein, höchstwahrscheinlich nicht. Sondern es drückt aus, wie Menschen sagen wir mal 400-500 Jahre nach dem Tode Jesu versuchten, das Gesicht Jesu zu rekonstruieren. Und da sie der Auffassung waren, hier haben wir es mit Gott selbst zu tun, waren sie der Auffassung, es müssen alle Kriterien eines schönen Gesichtes gelten, und haben es so rekonstruiert.“

Weiss: „Es geht ja nicht darum, dass zum Beispiel die Physiognomie stimmen muss, sondern es geht einfach darum, dass man wirklich ein ikonisches Bild hat, das man anbeten kann.“

Markschies: „Das ist eine spätantike Bildtradition des wahren Gesichtes Jesu Christi. Und diese spätantike Bildtradition ist geformt nach den Vorstellungen eines ebenmäßigen und schönen Gesichtes.“

Das göttliche Gesicht ist das schöne Gesicht – diese Vorstellung gibt es nicht nur im Christentum.

„Seine Wangen sind rund und voll wie die eines Löwen, weil er sich völlig von Geschwätz und sinnlosem Reden befreit hat. Er hat vierzig Zähne, gleich viele im Ober- und Unterkiefer. Dies kommt daher, dass er sich einer doppelzüngigen Sprache enthielt und sich immer für Einheit und Harmonie zwischen den Lebewesen einsetzte.“ („Study Buddhism“ von Alexander Berzin)

Mehrere Sutras der buddhistischen Tradition überliefern 32 „Merkmale eines großen Mannes“, die Buddha besessen haben soll.

„Sein Oberkopf weist eine kronenartige Erweiterung aus leuchtendem Gewebe, rund und rechtsdrehend, auf.“ („Study Buddhism“ von Alexander Berzin)

Zin: „Das war ein Mönch. Er soll einen kahlgeschorenen Kopf haben. Aber wir haben diese merkwürdigen Löckchen, wir haben die Beule auf dem Kopf, und immer, auch auf seinem Totenbett, wird er als eine junge Person dargestellt.“

Was für Buddha gilt, gilt für alle indischen Götter, sagt die Professorin für indische Kunstgeschichte Monika Zin:

„Die meisten Gesichter der Götter sind tatsächlich schön. Die Götter sind jung, da sind wunderschöne Beschreibungen in der Literatur, wie man einen Gott erkennen kann: Die Götter blinzeln nicht, ihre Blumengirlanden verwelken nicht, und man muss genau gucken, ob die Person wirklich so richtig auf dem Boden steht, weil die Götter nämlich schweben. Die stehen nicht so richtig auf dem Boden.“

Allerdings gibt es im hinduistischen Götterhimmel auch Ausnahmen, Gesichter, die eher an Fratzen erinnern, sagt Zin:

„Nicht immer sind die Götter freundlich. Die indischen Götter haben ja auch schreckliche Aspekte. Das kann im Gesicht gezeigt werden, die haben Fangzähne, Glubschaugen, Waffen und mehrere wirklich schreckliche Attribute dabei. Aber die sind nicht gegen gute Gläubige gemeint, sondern gegen die Feinde des Glaubens.“

Wetzel: „Am Gesicht selber würde man nicht unterscheiden können, ob das eine Prinzessin ist, eine Königin oder eine vor-buddhistische Göttin oder eine Buddha-Gestalt. Sondern das sieht man an den Handgesten, die auf Fähigkeiten hinweisen.“

Die Grüne Tara, die Sylvia Wetzel so in den Bann geschlagen hat, wird meist mit entsprechender Hautfarbe dargestellt. Um diese Verkörperung des Buddhas als göttlich zu erkennen, ist aber etwas anderes entscheidend, sagt Wetzel:

„Sie haben alle sowas, wie die Buddha-Statuen, wo man fast durchgucken kann. So ein feines, tiefes Leuchten in ihrem Gesicht. Was Warmherziges, was Kluges, was Offenes.“

Der Kirchenhistoriker Christoph Markschies ergänzt fürs Christentum:

„Die Christusbilder stellen Christus als einen besonders schönen Menschen dar, weil er die Proportionsregeln – Abstand der Augen, Nase, Mund – ausdrückt. Damit wird nicht zum Ausdruck gebracht: so genau sah Jesus von Nazareth aus, sondern die Grundvorstellung ist: Wenn man das Bild anguckt und sagt, meine Güte, ist der aber schön, erkennt man etwas über das Wesen der Person. Also man erkennt, dass man es in dieser Person mit dem lebendigen Gott zu tun hat.“

Wie Gott aussieht, sagt weniger etwas über Gott aus, sondern über die Erwartungen der Gläubigen.

Die Frage nach dem wahren Gesicht führt also nicht weiter. Wenn man's recht bedenkt: Ist das denn auch wirklich eine Verheißung, seinem Gott ins echte, ungeschminkte Gesicht schauen zu können? Das ist schon unter Menschen schwer auszuhalten.

Knechtges: „Wenn ich gleich ins Büro gehe und es gäbe einen irgendwie gearteten, auch nur moralischen Zwang, so authentisch wie möglich mich dort zu bewegen – ich glaube, ich würde mir heute einen Arzttermin suchen und gucken, ob ich das vermeiden kann. Weil je nach Gegebenheit, je nach Gesprächssituation ist es nicht nur mein Recht, sondern bis zu einem gewissen Grade auch ein letzter Ort von Libertinage, zu sagen: Ich darf diese Masken aufsetzen.“

Denn auch wer sein Gesicht zeigt, trägt sehr wahrscheinlich in der Öffentlichkeit eine Maske – nur ist diese eben der Gesichtsausdruck selbst, der sich den gesellschaftlichen Erwartungen anpasst, sagt der Philosoph Martin Knechtges:

„In gewisser Weise kann man ja bezweifeln, ob es etwas anderes als Masken überhaupt geben kann. Das wahre Gesicht, von dem ich jetzt jede Maske runtergenommen habe – ich weiß nicht, ob es denkbar ist, dass ein Mensch das erkennen kann.“

„Wir alle kennen die Stunden unseres Lebens, in denen wir überdrüssig wurden an uns selbst, in denen uns die ganze Jämmerlich- und Schwächlichkeit unserer Lebensführung vor Augen trat. Und es ist der Segen solcher Stunden, daß in ihnen die Sehnsucht durchbricht nach dem Angesicht Gottes, nach dem Schauen Gottes.“
(Predigt Dietrich Bonhoeffers aus dem Jahr 1928)

Aber nicht jeden gläubigen Menschen bewegt die Sehnsucht nach dem Gesicht Gottes – auch wenn Dietrich Bonhoeffer das in einer Predigt aus dem Jahr 1928 noch so annehmen wollte:

„Das ganze alte Judentum ist ein einziger solcher Schrei: wie komme ich dahin, daß ich Gottes Angesicht schaue.“ (Predigt Dietrich Bonhoeffers aus dem Jahr 1928)

Landthaler: „Ich glaube, er hat das ein bisschen falsch verstanden, wenn er meint, dass das Judentum tatsächlich nur darauf aus sei, das Antlitz Gottes zu sehen, im Gegenteil: Eigentlich ist das Judentum stärker als das Christentum, vielleicht etwas

schwächer als der Islam gerade darauf aus, diese Distanz zwischen Gott und Mensch aufrecht zu erhalten und mit dieser Distanz leben zu können.“

So der jüdische Theologe Bruno Landthaler.

„Ich halte das für einen wesentlichen Zug des Judentums, weil man sich da auch viele Fundamentalismen und religiöse Fanatismen von Halse schaffen kann, wenn man es sehr nüchtern betrachtet. Wenn ich immer auf Gott hin schaue, den ich unbedingt erreichen will, dann brennen mir manchmal Sicherungen durch. Solange das im Judentum immer wieder studiert wird, gelesen wird, gelesen wird und nochmals gelesen wird, solange will niemand abheben in irgendeine Himmel, um Gott zu schauen.“

Die Muslimin Khola Maryam Hübsch setzt beim Umgang mit einem Gott, der sich kein Gesicht geben lässt, auf Begegnungen im Gebet. Sie nennt das spirituelles Sehen:

„Entscheidend ist vor allem, dass man Erfahrungen mit Gott macht. Dass ich als gläubige Person auch merke, dass Gott nicht nur ein abstraktes Wesen ist, das vielleicht passiv meine Gebete hört und dann nicht mehr reagiert, das wäre ganz schwierig. Aber in dem Moment, wo ich eine Erfahrung mit Gott mache, wo ich merke: Gott spricht, zum Beispiel offenbart sich über Träume, über Visionen oder auch über die Erhörung von Gebeten – es gibt verschiedene Stufen, glaube ich, wie sich Gott Menschen offenbaren kann – das sind dann ganz praktische Erfahrungen, die man als Menschen machen kann, die Gott ein Gesicht geben.“

Denn auch wenn Hübschs Gott abstrakt ist, wie ein Licht, das zu hell ist, um wirklich genau hinzuschauen: Er ist nicht gleichgültig.

„Wer einen gütigen, gnädigen und barmherzigen Gott erwartet, wird auch einen solchen vorfinden.“

Anders sieht das die Buddhistin Sylvia Wetzel:

„Aber das Bild – ich bin ein Mensch. Ich bin soziales Wesen. Ich brauche ein Gegenüber. Ich werde ja nur ein Mensch mit einem Gegenüber. Und da finde ich Bilder von Menschen, also menschenähnlich, unglaublich hilfreich.“

Es ist sicher kein Zufall, dass Sylvia Wetzels dem tibetischen Buddhismus mit seinen vielen Erscheinungsformen des Erleuchteten anhängt und nicht etwa dem viel abstrakteren Zen-Buddhismus. In der Abstraktheit sieht sie weniger Schutz vor Radikalisierung, mehr Gefahr. Wetzels hält es für besser, die Vorstellungskräfte klar zu leiten.

„In dem Sinne finde ich das Göttliche als unfassbar, der unfassbare Gott ist ein wunderbares Symbol, aber wir brauchen auch was Fassbares. Wenn man das nicht hat, wird es ganz schnell mit eigenen Vorstellungen gefüllt. Ich brauche Bilder. Ohne das – wohin soll ich mit meiner Hingabe? Dann hänge ich sie wieder an Leute oder politische Projekte oder an Ideologien.“

Weiss: „Das Gesicht ist immer auch ein Ort, in dem sich Überlegungen von Ethik und Moral abspielen.“

Sagt die Kunsthistorikerin Judith Elisabeth Weiss, die sich gründlich mit dem Gesicht als Gegenstand der Kunst auseinandergesetzt hat. Weiss nennt das Werk eines britischen Künstlers aus dem Jahr 2013:

„Michael Landy zum Beispiel hat sich mit den Heiligen und den Märtyrerdarstellungen auseinandergesetzt. Er hat ein Werk gemacht, wo er die heilige Apollonia, die Heilige der Zahnmedizin, deren Martyrium darin bestand, dass ihr die Zähne einzeln ausgezogen wurden, auch eine gewisse Form der Gesichtszerstörung – und er hat diese heilige Apollonia mit einem Schalthebel auf dem Boden aufgestellt. Und hat dann erzählt: Ganz viele Besucher hatten Hemmungen, diesen Mechanismus auszulösen, weil sie nämlich mit einer Zahnzange sich selbst ins Gesicht geschlagen hat.“

Die Statue der Heiligen schlug so ihr eigenes Gesicht in Trümmer – für die Betrachter kaum auszuhalten. Immerhin geschah diese Gesichtszerstörung zu künstlerischen Zwecken. Nicht alle Gesichter haben so viel Glück. Immer wieder zielen Bilderstürme gerade von religiösen Eiferern aufs Gesicht – der Götter der anderen, der scheinbar Ungläubigen.

Weiss: „Gott kann nicht ausgelöscht werden, aber sein Bild kann ausgelöscht werden, also zerstört man eben diese Bilder.“

Innerhalb der Christenheit gab es immer wieder solche Bilderstürme, vom frühen Mittelalter bis zur Reformation. Die islamistischen Taliban zielten 2001 vor allem auf die Gesichter, als sie zwei riesige Buddhastatuen im afghanischen Bamiyan zerstörten – einem der Zentren, in denen im ersten nachchristlichen Jahrhundert die bildliche Darstellung Buddhas begann. Das Gesicht ist immer wieder Schauplatz religiöser und kultureller Kämpfe – wenn es zerstört wird, aber auch, wenn es gewaltsam freigelegt wird, sagt Judith Elisabeth Weiss:

„Ich erinnere mich an ethnologische Berichte von Kolonialherren in Tunesien und Marokko, die als erstes den Frauen den Schleier abgenommen haben, um sie zu fotografieren und Personalausweise auszustellen. Das ist ein Kulturkampf. Das war kaum verkraftbar für diese Frauen.“

Dieser Kampf ums Gesicht-Zeigen hat sich gegenwärtig eher verschärft. Das sieht man an der fast hysterischen Ablehnung von Niqab und Burka, also der Verschleierung des weiblichen Gesichts, die in Teilen der islamischen Welt durchaus üblich ist.

Hübsch: „In der islamischen Tradition ist das nicht negativ konnotiert, gilt es auch als Zeichen der Privatsphäre und auch Respekt und Wertschätzung ist damit verbunden, dass eine Frau eben das Recht hat, ihr Gesicht nicht überall zeigen zu müssen. In der europäischen Tradition ist es ein Affront, ist es ein Zeichen der Unhöflichkeit, wenn jemand nicht Gesicht zeigt, jemand sich der Öffentlichkeit vorenthält.“

Khola Maryam Hübsch trägt ein Kopftuch, das das Gesicht freilässt und rahmt – in die fast schon religiös überhöhten Debatten ums Gesicht Zeigen wird sie trotzdem immer wieder hineingezogen.

Hübsch: „Das sind ganz verkrampft geführte Diskussionen, die immer nur von der eigenen Perspektive ausgehen, ohne zu verstehen, dass es nicht unbedingt ein Angriff sein muss, das anders zu lesen.“

„Zivilisierte Menschen zeigen Gesicht. Burka Trägerin haben hier nichts verloren.“
(Zitat von Twitter)

So eine Originalnachricht bei Twitter, Grammatikfehler inklusive. Pikanterweise hat der Absender selber kein Bild hochgeladen, zeigt also nicht einmal ein symbolisches Gesicht.

Weiss: „Der Philosoph Levinas, der große Philosoph der Ethik, spricht vom Antlitz als dem Ort, an dem sich eine Verbindung zum anderen Menschen herstellt, ganz zwangsläufig, und gerade in der geschundenen Existenz rührt uns dieses Gesicht an und wir haben eine Verantwortung.“

Was das heißen kann, hat der jüdische Schriftsteller Elie Wiesel in kaum erträgliche Worte gefasst. In „Die Nacht“, einem Zeugnis von seiner Schreckenszeit im KZ, erinnert er sich an die Hinrichtung von drei Menschen am Galgen, einer davon ein Kind:

„Die drei Verurteilten stiegen zusammen auf ihre Stühle. Drei Hälse wurden zu gleicher Zeit in die Schlingen eingeführt.

„Wo ist Gott, wo ist er?“ fragte jemand hinter mir.

Auf ein Zeichen des Lagerchefs kippten die Stühle um.

Absolutes Schweigen herrschte im ganzen Lager. Am Horizont ging die Sonne unter. Dann begann der Vorbeimarsch. Die beiden Erwachsenen lebten nicht mehr. Ihre geschwollenen Zungen hingen bläulich heraus. Aber der dritte Strick hing nicht reglos: der leichte Knabe lebte noch...

Mehr als eine halbe Stunde hing er so und kämpfte vor unseren Augen zwischen Leben und Sterben seinen Todeskampf. Und wir mussten ihm ins Gesicht sehen. Er lebte noch, als ich an ihm vorüberschritt. Seine Zunge war noch rot, seine Augen noch nicht erloschen.

Hinter mir hörte ich denselben Mann fragen:

„Wo ist Gott?“

Und ich hörte eine Stimme in mir antworten:

„Wo er ist? Dort – dort hängt er, am Galgen...“ (Elie Wiesel, Die Nacht)

Wir leben im fazialen Zeitalter, sagt der Kulturphilosoph Thomas Macho, im Zeitalter des Gesichts. Wir sind umgeben von Gesichtern, bekannten und vor allem: unbekannt. Interface nennt man Schnittstellen zwischen Mensch und Maschine. Facebook heißt wörtlich – man vergisst das so schnell – Gesichtsbuch. Digital geht kaum etwas ohne: Gesicht. Das Gesicht ist überall und über allem – aber es ist ein Gesicht ohne Seele, reduziert auf einen Zweck: den einzelnen, die einzelne zu vermessen, zu erkennen und wiederzuerkennen. Seit dem Ende des zweiten Weltkriegs gab es auf diesem Feld gewisse Hemmungen: zu schrecklich die Erinnerungen an den Missbrauch im Nationalsozialismus, als von Gesichtsmerkmalen direkt auf Charaktereigenschaften geschlossen werden sollte. Die Hemmungen sind vorbei, so scheint es. Gesichtserkennung ist der Trend der Stunde. Judith Elisabeth Weiss:

„Wenn das Gesicht jetzt nicht mehr so exklusiv ist, sondern in der Masse aufgeht, wenn das Gesicht nicht mehr wahrhaftig ist, weil es eine Pose ist, weil es gar nicht mehr authentisch ist, sondern weil es etwas ausdrückt, was in Wirklichkeit gar nicht da ist, dann stellt sich die Frage nach der Wahrhaftigkeit des Gesichtes ganz neu.“

Der Mensch hat sich in der Renaissance die Verfügungsgewalt über sein Gesicht von den Göttern erobert, sagt Weiss:

„Das Profil ist immer ein Bildformular, das den profanen Menschen darstellt. Die Enface-Darstellung, die frontale Darstellung des Gesichtes, die war in der frühen Neuzeit tatsächlich Christus vorbehalten oder Herrschern von Gottes Gnaden oder Totenmasken.“

Der digitale Mensch dagegen hat ein Profil. Und darin sind häufig vor allem Frontalaufnahmen gespeichert, vom biometrischen Passbild bis zum optimierten Selfie bei Instagram. Sie alle reduzieren das Gesicht vor allem auf seine Lesbarkeit.

Wenn der Mensch ins Profil rückt, wer schaut ihm noch frontal ins Gesicht? Die Vermutung liegt nahe, dass das Konzerne sind, denen es beim Gesicht vor allem um den wiedererkennbaren Kunden geht.

Dagegen erinnert die Vorstellung vom Gesicht des Göttlichen an etwas, wonach sich auch viele nichtgläubige Menschen in der digitalen Welt sehnen: echte Begegnung, Zuwendung und Austausch – von Angesicht zu Angesicht eben.